

Michael Bünker:

Europa semper reformanda – und der Beitrag der Evangelischen Kirchen

Festvortrag beim Reformationsempfang am 24.10.2018

Meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrte Gäste beim Reformationsempfang 2018, ich bedanke mich für die so freundliche Anmoderation von Ihnen, liebe Julia Schnizlein, auch wenn sie – ich muss es gestehen – doch auch einen leisen eschatologischen Beigeschmack hatte, so etwas Finales. Aber etwas Finales habe ich nicht vor zu sagen, heute nicht und morgen auch nicht, das Finale weiß ich in ganz kindlichem Glauben bei Gott gut aufgehoben. Und final darf es schon gar nicht sein, wenn es um Europa geht! Hier ist nicht ein Finalsatz angesagt, sondern nach wie vor und immer noch und ständig nur die Ouverture, denn Europa liegt immer vor uns, Europa ist ein Projekt für unsere Kinder und Enkelkinder, für die noch nicht Geborenen. Also für die Nachwelt, wie man so schön sagt. Der gelernte Österreicher, wie ich nun einmal einer bin, hat dazu allerdings ein gespaltenes Verhältnis. Er will immer in der Vergangenheit leben, aber eigentlich nicht an sie erinnert werden und für die Nachwelt will er – frei nach Johann Nepomuk Nestroy – genau so viel tun, wie die Nachwelt bisher für ihn getan hat. In dieser Spannung will ich es also versuchen, Europa semper reformanda und der Beitrag der evangelischen Kirchen.

Mitte Oktober war in Wien das Theaterstück „europa flieht nach europa“ von Miroslava Svolikova zu sehen, ein Dramatisches Gedicht in mehreren Tableaus. Es setzt mit dem bekannten Gründungsmythos ein, mit der Prinzessin aus Phönizien, die vom Stier über das Mittelmeer nach Kreta getragen wird. Kaum hat sie wieder festen Boden, festen europäischen Boden unter den Füßen, sagt sie:

„hier beginnt ein neues kapitel, hier beginnt das kapitel hoffnung! hier beginnt die hoffnung, hier, wo ich stehe...dieser kontinent wird nicht in blut getränkt! dieser ort wird nicht aufbauen auf blut! nicht aller anfang ist blut und gewalt! nein! dieser ort wird nicht aufbauen auf dem recht des stärkeren, auf dem prinzip, dass man nimmt , was man will, diese geschichte beginnt nicht mit einem schnellen schnitt durch die halsschlagader, und diese geschichte wird nicht mit einer atomaren auslöschung enden, das können wir uns gleich mal merken! dafür trage ich gleich mal sorge! dafür werde ich instantan mit meiner liebe sorgen!“

Aber, liebe Europa, was ist daraus geworden? Europa ist ein Kontinent – wie es Joschka Fischer einmal nannte - der „aus Schmerz geboren“ ist, geboren aus Blut, Schweiß und Tränen. Die Gedenkanklässe dieses Jahres, vor allem das Ende des Ersten Weltkrieges vor hundert Jahren und der Novemberpogrom vor 80 Jahren, bestätigen diese bittere Einsicht. Verbunden mit den aktuellen Herausforderungen stellt sich umso drängender die Frage, wie es weitergehen soll, wie es weitergehen kann mit Europa. Kann der bisherige Weg einfach fortgesetzt werden? Wohl kaum! Zu stark sind die Polarisierungen, die Brüche, die Dauerkrisen, die globalen politischen Veränderungen, die Europa bis zum Zerreißen unter Spannung setzen. Zu stark sind mittlerweile auch die politischen Kräfte, die dieses geeinte Europa nicht nur kritisieren – kritisieren muss man immer dürfen! – sondern es ablehnen, ja sogar zerstören wollen. Ich zitiere nur eine Stimme. Der italienische Innenminister Matteo Salvini meint in seiner Autobiographie mit dem vielsagenden Titel „Secondo Matteo“ aus dem Jahr 2016, dass die EU schlimmer wäre als die Sowjetunion. Ja dann lieber *kein* Europa als dieses, auf jeden Fall weniger davon. Ich meine hingegen, wir brauchen ein *anderes*, ein reformiertes, aber auf jeden Fall *mehr* Europa, als wir heute haben.

Braucht Europa eine Re-formation? Eine Rückkehr zu den Versprechen des Anfangs? Für Evangelische ist es klar: Europa ist ein Zukunftsprojekt und keine Vergangenheit, die beschworen werden soll, wie die Fiktion eines „christlichen Abendlandes“, einer Homogenität, die es in Europa so nie gegeben hat. Das Beschwören von rückwärtsgewandten Träumen und angeblich heilen Zuständen hat mit evangelischem Glauben nichts gemein. Glaube, wie Evangelische es verstehen, beschwört nicht, sondern befreit zur Wahrheit und zur Nüchternheit. In dieser Wahrhaftigkeit und Nüchternheit sprechen wir auch von Europa, ohne jeden verklärenden oder gar sakralisierenden Zungenschlag. Europa ist das Ziel der christlichen Botschaft, nicht ihr Inhalt.

Vor wenigen Wochen – Mitte September – fand in Basel die 8. Vollversammlung der „Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa“, der GEKE, statt. Die Evangelischen Kirchen hatten sie sich auch die herausfordernde Aufgabe gestellt, ein gemeinsames Wort zum Ende des Ersten Weltkrieges zu beschließen. Das war nicht leicht, zu unterschiedlich sind die Narrative in den Ländern Europas, die sich mit den Ereignissen vor hundert Jahren verbinden. Aber es ist gelungen. Das Dokument liegt draußen an den Tischen auf, Sie können es dann mitnehmen. Dieses Wort des Gedenkens endet so: „Die weltpolitische Situation ist heute eine sehr andere als vor 100 Jahren. Dennoch sind manche Risse und Verwerfungen in Regionen Europas, wie auch zwischen West- und Ost-, Nord- und Südeuropa, und zwischen sog. kleinen und den sog. großen Staaten Europas immer noch mittelbar verbunden mit den durch die damaligen Ereignisse verursachten Brüchen. Die traurigen Erfahrungen vor 100 Jahren und danach geben Anlass dazu, dass die evangelischen Kirchen ihren Weg durch die Geschichte kritisch-selbstkritisch

prüfen, heutige soziale, wirtschaftliche und politische Vorgänge analysieren und die Möglichkeit wahrnehmen, zum Aufbau gerechter Strukturen – sowohl auf nationaler wie internationaler Ebene – mit ihren theologischen und kirchlichen Erfahrungen beizutragen.“ Dazu werden fünf Fragen aufgeworfen, die sich heute stellen, wenn wir der Vergangenheit stellen und unser Erinnern etwas für die Gegenwart und Zukunft austragen soll. Diesen fünf Fragen gehe ich im Folgenden nach.

1.

Zuerst ist es die Frage nach der Schuld, auch der Mitschuld von Kirche und Theologie. Heute sehen wir, dass noch im Jahr 1913 niemand damit gerechnet hat, dass die europäischen Länder in einen derart desaströsen Krieg gegeneinander geraten könnten. 1913 waren „Optimismus und Zuversicht Trumpf“ in Europa, wie Jean Claude Juncker am 4. Oktober in Wien sagte. Niemand rechnete damit, dass die durch eine globalisierte Wirtschaft miteinander verbundenen Länder und die miteinander verwandten Königs- und Kaiserhäuser, alle durch das Christentum geprägt, gegeneinander je nach Krieg führen könnten. Und doch ist es geschehen. Die „Urkatastrophe“ des Ersten Weltkriegs war der Anfang einer ganzen Reihe von präzedenzlosen Gewaltereignissen wie dem Genozid an den Armeniern, der Russischen Revolution, dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust. Erst nach 1945 begann Schritt für Schritt der Aufbau einer europäischen Friedensordnung, für den die EU im Jahr 2012 den Friedensnobelpreis zuerkannt bekam. In der Begründung des *Norwegian Nobel Committee* heißt es: “The union and its forerunners have for over six decades contributed to the advancement of peace and reconciliation, democracy and human rights in Europe.” Mit Friede und Versöhnung, Demokratie und Menschenrechten sind auch Themen angesprochen, die zentrale Anliegen der Kirchen, explizit auch der Evangelischen Kirchen in Europa sind. Aber selbstkritisch haben die Kirchen zu fragen: Wo und wie haben sie zu dieser „Urkatastrophe“ beigetragen, den Krieg theologisch legitimiert und zum „Heiligen Krieg“ erklärt, wo sind sie womöglich auch heute blind und unkritisch? Wir können dankbar sein für die vielfältige friedentheologische Arbeit und die damit verbundenen Umdenkprozesse in unseren Kirchen und dem gemeinsamen Engagement in der weltweiten Ökumene. Erziehung zu Frieden und gewaltfreier Konfliktlösung gehört für das europäische Christentum zur Umkehr aus den Lehren der Vergangenheit.

2.

Als zweite folgt die Frage nach den Rechten von Minderheiten. Durch die nach 1918 neu entstandenen Nationalstaaten in Europa, vor allem in Mittel-, Süd- und Osteuropa, wurden mit einem Schlag Millionen von Menschen plötzlich zu Angehörigen von ethnischen, kulturellen oder auch religiösen Minderheiten. Auch die Evangelischen sind in Europa eine Minderheit, gerade einmal etwas mehr als 10 Prozent der Bevölkerung des ganzen Kontinents. Die Frage stellt

sich: Wie kann die soziologische Tatsache der Minderheit von einer Kirche positiv aufgenommen werden? Und die Antwort, die evangelische Kirchen geben: Sie muss diese soziologische Tatsache als geistliche Aufgabe verstehen, sie muss zur Diaspora werden. Die biblischen Bilder der Diaspora sind das Salz der Erde, das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge oder das ausgestreute Samenkorn im Ackerfeld der Welt. Wilhelm Dantine, einer der hellstichtigsten Theologen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, hat sich auf diese Bilder bezogen, wenn er von einem kritischen, weltoffenen Diasporabewusstsein der Kirche gesprochen hat. Die Gefahr der Minderheit, so meinte er einmal pointiert, ist, eine Art „religiöser Trachtenverein“ zu werden, wo man sich nur noch um sich selbst und die eigene Tradition und den eigenen Bestand kümmert. Eine Diasporakirche zu sein heißt immer, Verantwortung für das Ganze der Gesellschaft zu übernehmen. Das konkretisiert sich im Einsatz für die Rechte aller Minderheiten und im gemeinsamen Eintreten für die Schwachen. Seit der Reformation wissen wir: das geschieht am besten durch Diakonie und Bildung. „Einheit in versöhnter Vielfalt“ ist das Leitbild der Evangelischen Kirchen in Europa und ihrer Gemeinschaft in der GEKE. Weil wir die in den Kirchen und zwischen den Kirchen und Religionen erleben sind wir so frei, das auch in Europa einzubringen.

3.

Drittens ist die Frage der Flucht und Migration zu stellen. Beinahe zehn Millionen Menschen sind als Folge des Ersten Weltkrieges zur Flucht oder Auswanderung gezwungen worden, wurden umgesiedelt oder deportiert. Für das ganze 20. Jahrhundert schätzt man die Zahl der „Verjagten“ in Europa auf mehr als 80 Millionen! Heute sind Flucht und Migration weltweite Phänomene, von denen Europa immer noch vergleichsweise in einem wenig dramatischen Ausmaß betroffen ist, wenn wir in Länder in anderen Weltgegenden blicken. Die evangelischen Kirchen Europas haben sich in den letzten Jahren so wie andere Kirchen auch und immer wieder gemeinsam mit ihnen dafür eingesetzt, dass die Achtung der Menschenrechte und die Wahrung der Menschenwürde die oberste Priorität haben müssen. Gerade für Europa muss das gelten, das sich gerne und manchmal etwas vollmundig als Wertegemeinschaft profiliert. Was diese Werte wirklich gelten, sehen wir ungeschminkt im Mittelmeer. Jeder oder jede Siebente überlebt nicht, bis zur Mitte des Jahres 2018 sind beinahe 1600 Menschen ertrunken. Aber Seenotrettung ist ein Gebot der Menschenrechte. Solange die dafür verantwortlichen Staaten diese Aufgabe nicht wahrnehmen und keine Lösungen für das Gesamtproblem erreichen, bin ich dankbar, dass Hilfs- und Rettungsorganisationen hier einspringen. Ihre Tätigkeit mit weithin unbewiesenen Behauptungen in ein schiefes Licht zu rücken, wie es einige Politiker, zuletzt auch Bundeskanzler Kurz, tun, ist entschieden zurückzuweisen.

Wir setzen uns ein für eine gemeinsame europäische, an den Werten der Menschenrechts- und Flüchtlingskonventionen ausgerichtete Politik. Wir sind dankbar für Kirchen und Gemeinden, die sich für den Schutz, die Begleitung

und Integration von Flüchtlingen, von Migranten und Migrantinnen einsetzen und wollen diesen Einsatz würdigen und stärken. Wir kommen in Europa und insbesondere den wirtschaftlich starken Ländern, zu denen ohne Zweifel auch Österreich gehört, aber auch nicht um die Frage herum, wie unsere Wirtschafts-, Handels- und Agrarpolitik heute Migration aus anderen Erdteilen und Regionen nach Europa mitverursacht.

4.

Die vierte Frage betrifft die Erinnerung und die Versöhnung.

Dazu erlaube ich mir noch eine literarische Anleihe. Diesmal bei Robert Menasse und seinem Europaroman „Die Hauptstadt“ aus dem Jahr 2017. Da geht es neben manchem anderen auch um ein großes *Jubilee Project*, ein Gedenkprojekt, mit dem das Vertrauen der Menschen in Europa gestärkt oder neu gewonnen werden soll. Zuständig dafür ist ein gewisser Martin Susman. In beschäftigt die Frage: Was kann das sein? Was verbindet die Bürger und Bürgerinnen Europas über alle nationalen Grenzen hinweg? Letztlich schlägt er gleichsam einen Geburtsort für Europa vor. Dieser Ort ist Auschwitz. Der Vorschlag wird als verrückt abgetan. Aber Susman beharrt und führt aus – ich zitiere: „Die Opfer kamen aus allen Ländern Europas, sie trugen alle dieselbe gestreifte Kleidung, sie lebten alle im Schatten desselben Todes, und sie alle hatten, so sie überlebten, denselben Wunsch, nämlich die für alle Zukunft geltende Garantie der Anerkennung der Menschenrechte. Nichts in der Geschichte hat die verschiedenen Identitäten, Mentalitäten und Kulturen Europas, die Religionen, die verschiedenen so genannten Rassen und ehemals verfeindeten Weltanschauungen so verbunden, nichts hat eine so fundamentale Gemeinsamkeit aller Menschen geschaffen wie die Erfahrung von Auschwitz. Die Nationen, die nationalen Identitäten, das war alles hinfällig, ob Spanier oder Pole, Italiener oder Tscheche, Österreicher, Deutscher oder Ungar, das war alles hinfällig, die Religion, die Herkunft, das alles war aufgehoben in einer gemeinsamen Sehnsucht, dem Wunsch zu überleben, dem Wunsch nach einem Leben in Würde und Freiheit.“ Natürlich scheitert dieses Projekt im Roman, aber Robert Menasse berührt mit dem Zusammenhang von Auschwitz und Europa die offenen Stellen einer europäischen Erinnerungskultur. Die Vielfalt der nationalen Groß Erzählungen macht ein gemeinsames Erinnern beinahe unmöglich. Aber wenn Europa mehr sein soll als eine große Freihandelszone mit gemeinsam gesicherter Außengrenze, dann braucht es den „Kampf um die europäische Erinnerung“. Auschwitz und der Holocaust werden als „negativer Gründungsmythos“ Europas ihren besonderen Platz einnehmen. Dies ist gerade angesichts des zunehmenden Antisemitismus von eminent wichtiger Bedeutung. Aber dazu braucht es auch weitere Erinnerungsorte, etwa die Verbrechen des Stalinismus, die Vertreibungen, die Genozide und ethnischen Säuberungen, die furchtbaren Kriege und Kolonialverbrechen und die Migrationsgeschichte. Europa ist ein Zukunftsprojekt. Wodurch wird sich das Europa von morgen vom Europa von gestern unterscheiden?

5.

Fünftens und zuletzt die Frage nach demokratischer Kultur und Zivilgesellschaft. Die für Europa kennzeichnende offene und pluralistische Gesellschaft, in der die evangelische Kirche, die Diasporakirche, ihre Aufgabe wahrnimmt, ist heute bedroht. Die Demokratie selbst gerät durch die Zunahme autoritärer Tendenzen, durch die Erosion von Sozialstaatlichkeit und die immer häufiger auftretende Bedrohung von Medienfreiheit und Rechtsstaatlichkeit in eine Schiefelage. Manche reden schon von einer „illiberalen Demokratie“. Die Polarisierung in den Gesellschaften nimmt zu. Als stünden sich zwei zunehmend unversöhnliche Lager gegenüber, für die es schon Begriffe gibt wie „Markt“ und „Festung“, „Öffnungsagenda“ und „Abschottung“, „Anywheres“ und „Somewheres“, die Globalisierungsverlierer und Abgehängten gegen die Gewinner und so weiter. Immer geht es um die Konstruktion eines „Wir“, an dem angeblich die Identität hängt, gegen „die Anderen“. Der Generalsekretär des Europarates, Thorbjørn Jagland, brachte es so auf den Punkt: „If it ends up in an increasing divide between ‚us‘ and ‚them‘, Europe is heading for more violence“ und Jean Claude Juncker hat in seiner Rede in Wien gesagt: „Wir müssen aufstehen, wenn Gefahr von rechts sich ungehindert durchsetzt; wenn stupider Populismus und bornierter Nationalismus einen Marsch in die Zukunft antreten, den man stoppen muss, solange es noch Zeit ist.“

Diese Entwicklung stellt auch für die Kirchen eine Herausforderung dar. In der Charta Oecumenica vom Jahr 2001 haben sie sich verpflichtet, sich aufgrund ihres Glaubens für ein humanes und soziales Europa einzusetzen, „in dem die Menschenrechte und die Grundwerte des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Toleranz, der Partizipation und der Solidarität zur Geltung kommen.“ Dieser Einsatz wird an allen kirchlichen Orten, vor allem in den Gemeinden und Einrichtungen, die nahe bei den Menschen sind, verwirklicht. Kirchliche Orte sind Orte des offenen Gesprächs ohne Hass und Hetze. Das sollen sie auch bleiben und vermehrt werden! Dort wird kein ausgrenzendes „Wir“ konstruiert. Die Offenheit ist verbunden mit dem klaren Auftrag, dem sich jede Kirche durch das Evangelium verpflichtet weiß. Von diesem Auftrag her bestimmen sich die Grenzen des christlichen Glaubens zu politischen Positionen. Offen für alle, aber keineswegs für alles! Es braucht eine biblisch begründete, aus dem Glauben erwachsende Sachlichkeit und typisch protestantische Nüchternheit, es braucht mehr an Gelassenheit und vielleicht auch – wenn das nicht als unangemessen erachtet wird – eine gute Portion an Humor in einer durch Emotionalisierung und Moralisierung vergifteten Atmosphäre. Ich plädiere also für das unverdrossene, sachliche und lösungsorientierte Gespräch über die wirklichen Probleme und die wirklichen Herausforderungen, vor denen wir stehen. Dazu gehören für mich der Klimawandel, die wachsende Ungleichheit in und zwischen den Ländern, Digitalisierung und Globalisierung und vor allem der solidarische Zusammenhalt in der Gesellschaft. Wir alle, ganz egal, wo wir politisch stehen, was wir glauben, mit wem wir kommunizieren, sind über alle diese Grenzen hinweg miteinander tief verbunden durch die Tatsache, dass wir eine imperiale

Lebensweise führen, die auf Kosten der Natur und auf Kosten der Nachkommen sowie auf Kosten der Menschen in den Ländern des Südens geht. Wenn wir davon sprechen, kommen wir vielleicht wieder zur Sache und lassen wir uns nicht länger von einer Politik der Symbole und Emotionen ablenken.

Für den Schluss meines Vortrags habe ich ein Bild des Berliner Künstlers Johannes Grützke (1937 – 2017) mitgebracht. Grützke, der im vergangenen Jahr verstorben ist, nennt sein Bild Europa auf dem Stier, auf der Mauer balancierend. Vorwärts oder rückwärts? Das Bild entstand in den späten 1970er Jahren als Fresko für ein Haus am Checkpoint Charlie in Berlin. Die dargestellte Mauer ist zehn Jahre später – Gottseidank! – gefallen, aber seither sind in Europa hunderte Kilometer von Mauern und Zäunen errichtet worden. Der Stier blickt mit gesenktem Kopf direkt in die Augen der Betrachtenden, also in unsere Augen. Dieser Blick fragt: Wohin soll es mit mir gehen? Was sagst du? Vielleicht auch: In welche Lage habt ihr mich gebracht? Wollt ihr nicht aufstehen und mich von der Mauerkrone einer Festung wieder auf verlässlicheren, auf festen Boden bringen?

Hier beginnt ein neues Kapitel! Hier beginnt das Kapitel Hoffnung, sagt Europa bei Miroslava Svobikova. Europa ist ein Zukunftsprojekt, eine Idee, die stets auf der Suche nach ihrer Realität ist, wie es der bulgarische Soziologe Ivan Krastev formuliert. Es braucht eine Vision, ein positives Zukunftsbild, einen „europäischen Traum“, etwas, das wir lieben können und wofür sich aller Einsatz lohnt. Ulrike Guerot spricht sich für die Gründung einer „Europäischen Republik“ aus, für eine Demokratisierung Europas jenseits der Nationalstaatlichkeit, für eine Stärkung der Rechte der Bürgerinnen und Bürger Europas. Die Wahlen zum Europäischen Parlament im kommenden Frühjahr sind von großer Brisanz. Für welches Europa werden die Menschen votieren? Ist es ein soziales und demokratisches Europa, in dem die Vielfalt von Kulturen, Ethnien, Religionen und Lebensformen einen besonderen Schatz darstellt, ein Europa, das seine globale und ökologische Verantwortung wahrnimmt und die Würde jedes Menschen achtet, ja gerne auch „Ein Europa, das schützt“, wenn jemand von Armut bedroht oder betroffen ist, wenn jemand Pflege und Unterstützung braucht, wenn jemand vor Krieg, Not und Gewalt fliehen muss. Europa lässt sich nur von uns allen gemeinsam verwirklichen. Was aus Europa wird, weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass christlicher Glaube eine „unverbrauchte Zukunft“ eröffnet, die aus der Versöhnung mit Gott hervorgeht. Das offen zu halten, dafür glaubwürdig und beispielhaft einzutreten, das sehe ich als unsere Aufgabe *in* Europa und *für* Europa. Daher kann dem Stier auf der Mauer nur ein „vorwärts“ zugerufen werden, *europa semper reformanda!*

Danke fürs Zuhören!